

Schtetl im Dornröschenschlaf

Nur noch wenige Juden leben in den einstigen «Judendörfern» Endingen und Lengnau

Bis vor knapp 150 Jahren durften Schweizer Juden nur in zwei Aargauer Dörfern wohnen. Heute gibt es in Endingen und Lengnau kaum mehr jüdische Einwohner. Doch eine eigentümliche Renaissance hat eingesetzt.

Marcel Amrein

In den meisten Dingen ist Endingen ein typisches Aargauer Dorf. Ein Volg, eine Raiffeisenbank, Wirtshäuser und eine einladende Bäckerei zieren die Hauptstrasse. Jede halbe Stunde hält das Postauto nach Baden. Am Hang kleben Ein- und Mehrfamilienhäuser. Etwas bieder wirkt der Ort, aber beschaulich und freundlich.

Und mittendrin wohnt man die Kirche. Doch es fehlt der Kirchturm, und orientalisch anmutende Formen schmücken das Gebäude. Es ist die Synagoge. Unüblicherweise trägt sie eine Uhr mit Glocke, denn sie ist das einzige Gotteshaus in Endingen. Das Nachbarort Lengnau, fünf Kilometer weiter das Surbtal hinauf, besitzt zwar eine Kirche. Doch diese steht auf einer Anhöhe am Ortsrand. Den Dorfplatz dominiert auch dort eine Synagoge, die älteste der Schweiz.

Ausgestorbenes Jiddisch

«Endingen und Lengnau, das ist die jüdische Urschweiz», erklärt Jules Bloch, der Präsident der Israelitischen Kultusgemeinde Endingen, welche die beiden Synagogen betreut. Seit Generationen ist seine Familie im Surbtal ansässig. In der Alten Eidgenossenschaft, endgültig ab 1776, durften sich Juden nur in den beiden Dörfern in der damaligen Grafschaft Baden niederlassen. Sie führten ein ärmliches Leben als Händler oder Hausierer, die unter den auferlegten Gewerbeverboten und hohen Schutzbriefzahlungen litten. Erst 1866 erlangten sie die Freizügigkeit, und die meisten von ihnen wanderten in den folgenden Jahrzehnten ab.

Über 1500 Juden bewohnten früher das Surbtal. Von dem regen jüdischen Leben ist nicht viel übrig geblieben. «Manchmal gibt es mir schon zu denken», sagt Bloch, «dass die jüdische Tradition hier bald an ein Ende gelangen könnte.» Gerade noch gut zwanzig jüdische Personen wohnen in den zwei Dörfern. Bereits ausgestorben ist das Surbtaler Jiddisch, die einstige Umgangssprache. Bloch versteht es zwar, kann sich aber nur knapp darin ausdrücken.

Noch sein Vater redete leidlich Jiddisch. Er war Viehhändler, wie zuvor schon der Grossvater, der Urgrossvater und so viele Juden im Surbtal. Jules Bloch sollte einen anderen Beruf ergreifen, gebot der Vater, und so machte er eine Banklehre. Ein Vierteljahrhundert lang, bis zur Pensionierung vor sechs Jahren, arbeitete er bei einer Bank in Zürich. In die Stadt, weg von seinem Endingen, mochte er aber nie ziehen. Und das Viehhändlerpatent hat er später doch noch erworben.

Nur noch eine einzige jüdische Familie mit Kindern lebt heute im Surbtal – es ist diejenige von Jules Blochs Tochter Esther und ihrem aus den Niederlanden stammenden Mann David Kramerer. Die beiden führen das Schweizerische Israelitische Alters- und Pflegeheim Margoa in Lengnau, eine mehr als hundertjährige Institution, die auf eine Spende der wohl berühmtesten Surbtaler Familie zurückgeht: der Guggenheim, die in Amerika als Industrielle zu Reichtum und als Mäzene zu Anerkennung kamen.

Auch im Altersheim Margoa sind die Juden eine deutliche Minderheit. Vor zehn Jahren machten sie einen Drittel der etwa 60 Bewohner aus, heute sind es noch acht, eine Zeitlang gab es gar nur einen einzigen jüdischen Bewohner. Gleichwohl wird am jüdischen Charakter des Heims festgehalten. In der Küche fallen die roten, blauen und grünen Kacheln auf – sie stehen für die getrennte Zubereitung fleischiger, milchi-



Esther und David Kramerer-Bloch leiten das israelitische Altersheim in Lengnau. Mit den Pensionären feiern sie jeweils die jüdischen Festtage, etwa Chanukka.



Zeugen der Vergangenheit: die Lengnauer Synagoge, der jüdische Friedhof und ein Wohnhaus mit doppelter Tür – eine für Juden, eine für Christen.

BILDER SIMON TANNER / NZZ

ger und neutraler Speisen. Der Saal wird an den meisten Samstagen zum Betraum für den Sabbat. Regelmässig gesellen sich dann jüdische Besucher von ausserhalb des Heims dazu, denn in den beiden Synagogen finden nur noch selten Gottesdienste statt. Zu gross sind jene geworden für die wenigen Juden.

Kein Ghetto

Jüdische und nichtjüdische Heimbewohner leben reibungslos zusammen, bekräftigt David Kramerer. Einzig die Pessach-Woche bereite einzelnen Pensionären Mühe, wenn es acht Tage lang nur ungesäuertes Brot gebe. Auch ausserhalb des Altersheims herrscht eine einvernehmliche Tradition. Bereits im 18. und 19. Jahrhundert wussten sich Juden und Christen mit der besonderen Situation im Surbtal zu arrangieren, Übergriffe auf die jüdische Bevölkerung sind aber verbürgt. Immerhin lebten die Juden nicht in einem Ghetto, sondern mitten unter den Christen – eine fast europaweite Ausnahme. Gemäss einer Bestimmung mussten Juden und Christen «abgesondert und nicht beieinander wohnen», doch dem halfen sie ab, indem sie gemeinsame Wohnhäuser jeweils mit zwei identischen, nebeneinanderliegenden Eingängen versahen.

David Kramerer weiss, dass er mit seiner Kippa im Dorf auffällt, doch habe er deswegen noch nie irgendwelche Schwierigkeiten erlebt. Im Gegenteil, die Leute gäben sich grösste

Mühe im Umgang mit der jüdischen Familie und ihren drei Kindern Adina, Naftali und Chaya. In der Schule etwa bewahrt ein Lehrer in seiner Schublade koschere Süßigkeiten auf für den Fall, dass ein Mitschüler zu einem Geburtstag Kuchen mitbringt.

Ob die Kinder die jüdische Tradition im Surbtal in eine weitere Generation überführen werden? «Wo sie einmal leben wollen, steht ihnen frei», sagt Esther Kramerer. Natürlich seien Endingen und Lengnau spezielle Dörfer,



doch sie selber habe in jüngeren Jahren immer wegziehen wollen. Und wer wisse, ob sie nach der Pensionierung das Surbtal nicht noch verlassen werde.

Unter der Abwanderung leiden Endingen und Lengnau nicht allein. Immer mehr konzentriert sich das jüdische Leben in der Schweiz auf die grössten Städte, namentlich auf Zürich und

Genf. Das Landjudentum von einst ist unter Bedrängnis. Gemeinden in Kleinstädten wie Delsberg oder Avenches sind bereits erloschen.

Gleichwohl ist nicht zu befürchten, dass die beiden Surbtaler Dörfer ihr jüdisches Gepräge verlieren werden. Denn in den letzten Jahren hat unerwartet auch ein gegenläufiger Prozess eingesetzt. Das Erbe wird wieder gehegt und gepflegt. 2009 eröffnete alt Bundesrätin Ruth Dreifuss, eine Endinger Bürgerin, den Jüdischen Kulturweg, der die Stätten der Vergangenheit miteinander verbindet. Das Tal ist voll von Denkmälern: die Synagogen, der urtümlich schöne Friedhof, die Badhäuser für das rituelle Tauchbad, Schul- und Gemeindebauten sowie viele Wohnhäuser mit den Doppeltüren, die gleichsam zum Emblem der Dörfer geworden sind. Endingen und Lengnau als Freilichtmuseum – eine Art jüdisches Ballenberg?

Neugier der Nichtjuden

Die Entwicklung gehe tiefer, erklärt Roy Oppenheim, einer der wenigen Einwohner Lengnaus mit jüdischen Wurzeln und Mitinitiator des Kulturwegs. Der ehemalige Fernsehmanager hätte nie gedacht, dass der Kulturweg derart überrannt werden würde: Drei bis vier Führungen sind pro Woche zu bewältigen. Vor allem aber staunt er, wie stark einige Besucher an der jüdischen Vergangenheit Anteil nähmen.

Der Kulturweg ist nur ein Teil der Renaissance. 2006 überraschte der

Schriftstellers Charles Lewinsky mit seinem Roman «Melnitz», der die Geschichte einer weitverzweigten jüdischen Familie aus dem Surbtal von den 1870er bis in die 1940er Jahre erzählt. Eine Bühnenversion des Bestsellers wurde vor zwei Monaten in Baden uraufgeführt. In den beiden Dorfsynagogen finden regelmässig Konzerte statt. Und auch das Gewerbe macht mit: Ein lokaler Winzer baut seit einiger Zeit koschere Wein an, und in einer Lengnauer Nahrungsmittelfabrik entstehen ebensolche Bonbons.

Die Juden würden ihre Bindung an Endingen und Lengnau sowieso nicht verlieren, erklärt Oppenheim, auch wenn dereinst keine mehr in den beiden Dörfern leben sollten. Zu stark sei ihr Geschichtsbewusstsein. Das Auffallende sei vielmehr, dass das neu erwachte Interesse von Nichtjuden komme. «Früher hat man von den «Judendörfern» bisweilen abschätzig geredet und dabei maliziös gelächelt», sagt Oppenheim. «Unterdessen ist eine offene und neugierige Generation nachgerückt.» Sie stelle Fragen, die zuvor nicht aufgeworfen worden seien. Diese Dynamik gelte es zu nutzen. Oppenheim hilft mit, ein weiterführendes Kulturprojekt aufzugleisen, dessen Inhalt derzeit noch unbestimmt ist.

Eine stattliche jüdische Gemeinde werden Endingen und Lengnau sicher nie mehr haben – das wäre eine unwahrscheinliche Vorstellung. Doch die jüdische Eigenart der beiden Dörfer lebt langsam wieder auf.